

11. Juli 2022: Wege in die Weite

VON P. BRUNO ROBECK OCIST

Wo wären wir heute, wenn nicht der Mensch den Drang hätte, immer neue Dinge zu erfinden, um seine Lebenssituation zu verbessern? Wir hätten die Komplexität des Ökosystems „Erde“ nicht entdeckt. Wir hätten keine moderne Medizin, die uns gegen viele Krankheiten gut schützen kann. Wir hätten keine Möglichkeit, uns global zu vernetzen. Auf der anderen Seite erleben wir, wie die Komplexität der Erde unser Erkennen überfordern und unser Handeln lähmen kann. Mit dem Erfolg, Krankheitserreger zu besiegen, entstand auch die irriige Vorstellung, dass Leiden und Tod aus unserer Welt ausgerottet werden müssten. Die globale Vernetzung führt Menschen und Völker nicht nur zusammen, sondern bringt sie in manche unheilvolle Abhängigkeit voneinander und öffnet auch der weltweiten Desinformation Tor und Tür. Letztendlich hat der technische Fortschritt neben vielen positiven Errungenschaften auch immer zerstörerische Potenziale des menschlichen Könnens freigesetzt.

Die mythische Figur des Prometheus ist der Prototyp menschlicher Entwicklung. Mit dem Feuer nimmt Prometheus den Göttern ihre Allmacht und befreit die Menschen zur selbständigen Entwicklung. Für Karl Marx beginnt mit diesem Akt die Zivilisation. Was Marx jedoch nicht sieht: Mit dem Feuer ziehen die Menschen eine Brandschneise durch die Geschichte. Der Archäogenetiker Johannes Krause hat festgestellt, dass der Mensch schon immer verbrannte Erde hinterlassen hat. Dazu hat er jahrtausendalte Genspuren von Menschen und Tieren untersucht. Bis noch vor kurzer Zeit fiel dies nicht auf, da die natürlichen Vorräte unerschöpflich schienen. Heute stoßen wir an die Grenzen der Ressourcen und spüren die Folgen unseres Handelns. Wir können die zerstörerischen Zeiten unseres heutigen Zivilisationskonzeptes immer weniger ignorieren.

Hier nun kommt ein anderer Mann ins Spiel, der eine große zivilisatorische Kraft entfaltet hat. Ihm ging es darum, zunächst das eigene Innere zu zivilisieren. Ganz bewusst verließ Benedikt als junger Mann die Großstadt Rom. Er setzte auf die innere Entwicklung in der Einsamkeit der Berge. Er hatte nicht den Eindruck, dass Gott ihn in seinem Handeln beschränkte, sondern dass er ihn förderte. Erst durch die enge Rückbindung an Gott, die er in seiner Mönchsregel als Demut beschreibt, fand er seine Energiequelle. So wurde Benedikt zum großen Heiligen des 6. Jahrhunderts. Die von ihm verfasste Klosterregel zieht bis heute eine segensreiche Spur durch die Jahrhunderte. Wer sich auf Benedikt und seine Regel einlässt, findet einen Weg, um mit sich, seinen Mitmenschen und mit Gott in Einklang zu leben. Er kann sich als Teil der großen Schöpfung Gottes erleben, in der alle ihren Platz haben.

Heute am 11. Juli feiern wir in der katholischen Kirche das Fest des heiligen Benedikt und ehren ihn als Patrons Europas. Mehr noch: er sollte der Patron aller Menschen werden, die nach dem tragenden Urgrund in ihrem Herzen suchen und daraus leben wollen. Ich finde es sehr wichtig, dass gerade die Menschen, die sich dem Fortschritt verschrieben haben, die Entwicklung und Kultivierung ihres eigenen Herzens nicht vergessen. Ansonsten brauchen wir uns nicht zu wundern, wenn die Desinformation immer größer, die Welttemperaturen immer unerträglicher und die Kriege immer zerstörerischer werden. Wer Augen und ein Herz hat, schaue auf den Weg des heiligen Benedikt.

15. August 2022: Ein Blick aus dem Sommerloch

VON P. BRUNO ROBECK OCIST

Vor kurzem berichtete das WDR-5-Morgenecho fast 6 Minuten lang über einen erwachsenen Legosteine-Fan. Hintergrund waren der 90. Geburtstag der Legosteine und die jüngste Entwicklung, dass sich immer mehr erwachsene Menschen als Legosteine-Spieler outen. Diese kleinen Steine, die fast alle kennen, regen die Kreativität in jedem Lebensalter an. Außerdem habe das Zusammensetzen der Steine einen meditativen Charakter. Mich beeindruckten besonders die Länge des Beitrags und die Ernsthaftigkeit der Recherche. Auch wenn man fühlen konnte, dass es sich um ein typisches Sommerlochthema handelte, fand ich es gut. Es ist wohltuend, wenn nicht eine dramatische Nachricht die nächste durch die Sendung jagt. Das Sommerloch macht es möglich, dass Platz für andere Themen bleibt. Schade, dass das Sommerloch bald zu Ende geht.

Wenn sich im eigenen Leben solch ein Zeitloch auftut, kann dies auch entlastend sein. Neue Perspektiven können sich öffnen. Endlich ist Zeit für Dinge, die man schon immer einmal machen wollte. Allerdings kann plötzlich geschenkte Zeit auch überfordern. Man fällt sozusagen in dieses Loch hinein, weil man mit der zusätzlichen Freizeit nichts anzufangen weiß.

Und dann gibt es da noch diese Löcher, die immer wieder in unser Leben gerissen werden. Durch schwere Krankheit oder Tod entsteht eine gähnende Leere oder ein Abgrund, in dem man zu versinken droht. In solchen Situationen bleibt man erst einmal im Loch stecken. Es bedarf oft des langsamen und mühevollen Herauskletterns aus der Tiefe und Dunkelheit.

Unser Mönchsvater, der heilige Benedikt von Nursia, hat sich freiwillig als junger Mann in ein tiefes Loch im Gebirge von Subiaco zurückgezogen. In dieser Einsamkeit hat er wahrscheinlich auch Erfahrungen gemacht, mit denen er nicht gerechnet hatte. Auf jeden Fall war er auf die Hilfe eines Mitbruders angewiesen, der regelmäßig nach ihm schaute und ihn mit Essen versorgte. Schließlich kam Benedikt aus seiner selbstverordneten Isolation wieder zu den Mitmenschen zurück und wurde ein großer geistlicher Lehrer und gesuchter Helfer in Notsituationen.

Es gibt also verschiedene Arten von Löchern, mit denen wir unterschiedlich umgehen müssen. Ein tiefes Loch, das sich schon zu einem tiefen Tal entwickelt hat, ist bereits zu unserem Alltag geworden. Ich meine das Corona-Loch bzw. das Corona-Tal, in dem wir alle sitzen. Auch wenn wir alle darin gefangen sind, so sind die Verhaltensweisen der Menschen sehr unterschiedlich. Manche trauen sich nach wie vor kaum zu bewegen, während andere so tun, als wäre das Tal schon durchschritten. Und zwischen diesen beiden Extremen sind die vielen, die auf Sicht fahren, wobei die einen viel weiter zu sehen glauben als die anderen.

Schön wäre es, wenn Corona nur für das Nachrichten-Sommerloch taugen würde. Leider gleicht es dem langen Tal, dessen Ende noch nicht absehbar ist. Bis 2020 waren wir auf den Höhen des Lebens unterwegs, nun sollten wir akzeptieren, dass wir unten laufen. Wenn diese Erkenntnis zu sehr runterzieht, dem seien die netten Sommerlochbeiträge empfohlen oder auch das Lernen von Menschen, die sich wie der heilige Benedikt selbst ins Loch gesetzt haben.

05. September 2022: Es wird wieder dunkel

VON P. BRUNO ROBECK OCIST

Wer es in den Nachrichten überlesen oder überhört haben sollte, wird es in den kommenden Wochen merken – spätestens wenn wir in gut zwei Wochen die kalendarische Tag- und Nachtgleiche hinter uns gelassen haben. Nachts wird es jetzt wirklich dunkler, weil die großen Gebäude nicht mehr angestrahlt werden. Im Rheinland wurde immer wieder darauf hingewiesen, dass auch der Kölner Dom nachts dunkel bleibt. Dombaumeister Peter Füssenich sieht die Dunkelheit des Kölner Doms selbstbewusst und gelassen: „Trotz Dunkelheit würde der Dom aber auf die Kölnerinnen und Kölner aufpassen“. Für die Wächterfunktion braucht das Gotteshaus also kein Licht. Eine späte Einsicht, die durchaus schon hätte vor den Energiesparmaßnahmen hätte kommen können. Denn der Dom – oder genauer gesagt, derjenige, für den der Dom erbaut worden ist (also Gott selbst) – wacht über die Menschen mit und ohne Beleuchtung.

Mir scheint das Anstrahlen von Kirchen keine religiöse Bedeutung zu haben, sondern eher ein Einlassen auf den Zeitgeist, der alles im strahlenden Glanz erscheinen lassen will. Die Kirchen sollten den von Gott gegebenen Rhythmus von Tag und Nacht akzeptieren. Mit der übrigen Umgebung versinken die Kirchen nachts im Dunkel, um am Morgen wieder aufzutauchen. Sie durchbrechen nicht den natürlichen Wechsel von Tag und Nacht, was für die „innere Uhr“ vieler Tiere wichtig ist. Die alte Kirche hatte sich klaglos den Tageszeiten unterworfen und sie geistlich fruchtbar gemacht. Der Altarraum der alten Kirchen zeigt nach Osten, so dass die Betenden am frühen Morgen immer in die Richtung der aufgehenden Sonne schauten und an den auferstandenen Christus erinnert wurden. Die Westseite der alten Kirchen ist meistens wehrhaft gestaltet. Mit der untergehenden Sonne im Westen steigt die Dunkelheit empor, die durch das Westwerk der Kirchengebäude abgewehrt werden sollte. Hier ist kein Einlass für dunkle und bedrängende Gedanken.

Die frühe Kirche versuchte nicht, aus eigener Kraft Helligkeit herzustellen, sondern sie suchte nach Gottes Licht. Dies wäre auch eine Aufgabe für heute. Wir brauchen eine innere Erleuchtung, keinen äußeren Schein. Nicht aus Sparzwang sollten die Kirchen dunkel bleiben, sondern weil es gut ist, die Dunkelheit zu akzeptieren und mit ihr zu leben. Dunkelheit bedeutet Unterbrechung des geschäftigen Treibens. Dunkelheit bedeutet, sich beschränken und still werden müssen, was erholsam, aber auch beängstigend sein kann. Dunkelheit ist nicht zu jeder Zeit und in jeder Form gut. Manchmal muss man gegen sie ankämpfen. Die Dunkelheit der Unwissenheit sollten wir erhellen suchen, um Krankheiten zu bekämpfen. Die Finsternis des Hasses sollten wir überwinden, um Streit und Krieg zu vermeiden. Die Dunkelheit der Gebäude können wir durchaus verschmerzen, wenn es genug Dinge gibt, die den Menschen von Innen erhellen durch Freude, Mitgefühl oder eine Hoffnungsperspektive. In der Zeiten der nicht enden wollenden Coronapandemie, des anhaltenden Ukrainekrieges und der sich erst aufbauenden Klimakrise brauchen wir diese innere Helligkeit. Und wir brauchen Menschen, die selbst eine gewisse Ausstrahlung haben und die fähig sind, Licht in das Leben ihrer Mitmenschen zu bringen.

„Gorbi ist tot. Die Queen ist gestorben. Und mir ist auch schon ganz schlecht...“ Diese Gedankenfolge hat etwas. Sie stellt uns die Sterblichkeit aller Menschen vor Augen und plötzlich bekomme ich selber ein mulmiges Gefühl. Der Tod erschüttert. Seit Wochen häufen sich die Todesfälle verschiedener Persönlichkeiten. Auch die Großen, Mächtigen und Berühmten sind irgendwann an der Reihe – selbst wenn man bei Queen Elisabeth das Gefühl hatte, sie werde vielleicht nie sterben. Michal Gorbatschow und Queen Elisabeth ragen in diesem Reigen der Verstorbenen besonders hervor: der letzte Präsident der Sowjetunion, der ein neues Kapitel der politischen Weltgeschichte zu schreiben begann, und die britische Monarchin, die in den rasanten Zeitläuften der letzten 70 Jahre zu einer Ikone eines ehrwürdigen stabilen Wertekanons wurde. Beide haben nun unsere Welt verlassen. Mit Recht haben viele Menschen an ihrem Tod Anteil genommen und werden ihre Präsenz vermissen. Manch einer fragt sich, wie es weiter geht im heutigen Russland und in der Ausgestaltung der britischen Monarchie.

Neben diesen prominenten Meldungen gibt es aber auch die Todesnachrichten aus dem eigenen Umfeld. In meiner Nähe merke ich in letzter Zeit eine deutliche Zunahme. Hier bin ich persönlich betroffen, weil ich die Verstorbenen und ihre hinterbliebenen Angehörigen kenne. Wieder muss ich lernen zu verzichten und ohne einen bekannten Menschen zu leben. Wieder wird mir bewusst, dass der Tod auch unausweichlich auf mich zukommt. Wann, wo und wie weiß ich nicht. Neben der Sicherheit, dass er kommt, habe ich die Erfahrung gemacht, dass er meistens zunächst zu einem anderen kommt, als ich vermutet habe. Auch das kann ein mulmiges Gefühl hervorrufen.

Und dann gibt es noch die vielen Toten, die wir nicht kennen oder an die sich niemand erinnert. Ich denke an die vielen Toten des Ukrainekrieges, an die Opfer der Flutkatastrophe in Pakistan und an die Menschen, die immer noch täglich an den Folgen von covid-19 sterben. Gerade letztere Gruppe will unser Bundesgesundheitsminister Karl Lauterbach nicht vergessen wissen. Ich finde es bewundernswert, mit welcher Beharrlichkeit und Vehemenz er sich dafür einsetzt, dass wir uns nicht an eine dreistellige tägliche Anzahl von Corona-Toten gewöhnen sollen. Ich unterstütze vor allem seinen Appell, dass wir alles tun müssen, um das Leben zu schützen.

Am ehesten werden wir das Leben schützen, wenn wir es schätzen. Wir sollten lernen, das Leben aller Menschen zu schätzen. Wir sollten nicht nur auf die großen, bekannten Menschen schauen, sondern auf alle – vor allem auf die, die in der Anonymität unterzugehen drohen, weil sie vereinsamt in ihrer Wohnung sitzen oder im großen Kameranischwenk der Katastrophenmeldung im Fernsehen nicht auszumachen sind. Wir sollten das Leben eines jeden Menschen schätzen – gerade weil es einmalig und endlich ist. Bei großen Persönlichkeiten oder uns selbst scheint es uns einleuchtend, es gilt aber ebenso für diejenigen, die wir nicht sehen und die auch leben. Die Frage angesichts der vielen Krisen bleibt: Was kann ich tun, um das Leben aller zu schützen?

Es scheint eine sehr weit verbreitete Lebensmentalität zu geben, die man in die Worte fassen könnte: „Es ist selbstverständlich, dass alles läuft“. Das böse Erwachen und der große Schock kommen erst, wenn es plötzlich nicht mehr nach Plan geht. Wir machen diese Erfahrung gerade durch die verschiedenen Angriffe auf unsere kritische Infrastruktur. Unser gesellschaftliches Zusammenleben ist dadurch massiv bedroht. Der Bahnverkehr wurde in großen Teilen Deutschlands lahmgelegt, Pipelines wurden beschädigt. Das sind keine kleinen Störungen, verursacht nicht durch Einzeltäter, sondern große Attacken, die ohne genaues Detailwissen nicht auszuführen sind. Sie erzielen ihre Wirkung. Wir spüren, dass unser bisheriges Lebenskonzept angreifbar und verletzlich ist. Die kritische Infrastruktur unserer Gesellschaft muss geschützt werden. Sie ist Bedrohungen ausgesetzt, die wir bisher kaum für möglich gehalten hätten.

Diese neu entstandene Bedrohungslage unserer Gesellschaft erinnert mich an den Beginn der Coronapandemie, die jeden einzelnen Menschen in Angst und Schrecken versetzt hat. Um die Parallele der Bedrohung deutlich zu machen, könnte man sagen, durch covid-19 ist die kritische Infrastruktur des Menschen angegriffen worden. Das Zusammenspiel der verschiedenen Abläufe im menschlichen Organismus wird gestört oder zerstört, so dass es im schlimmsten Fall zum Kollaps kommt. Hier müssen wir die kritische Infrastruktur unseres Organismus schützen. Hier sind alle in ihrem persönlichen Verhalten und Handeln gefordert. Hier stellt sich auch die schwierige Frage, inwieweit der Staat mit Reglementierungen eingreifen soll oder sogar muss.

Genau betrachtet, hängt unser Leben immer von verschiedenen kritischen Infrastrukturen ab und doch ist es mehr als diese. Wenn wir ausgebremst werden, werden wir nachdenklich und es können sich neue Ideen entwickeln. Wenn wir nicht mehr weiter wissen, werden wir notgedrungen neue Wege suchen. Wenn wir die eigene Ohnmacht spüren und gleichzeitig merken, dass es weitergeht, kann dies doch nur bedeuten, dass es noch eine Kraft geben muss, die uns am Leben erhält. All diese Erfahrungen klingen erst einmal sehr vage. Vor meinem christlichen Hintergrund gewinnen sie für mich jedoch eine besondere Bedeutung. Denn sie bilden die Grundlage dessen, was christliche Bekehrung bedeutet: zuerst sich herausziehen oder auch herausschleudern lassen aus dem gewohnten Lebenskonzept; danach sich zurückziehen und neue Wege suchen und schließlich in allem Auf und Ab zu spüren, dass da einer ist, der mich hält: Gott. Wir müssen nicht verzweifeln oder die Probleme verdrängen. Wir können sie angehen, weil einer bei uns ist. Wer spürt, dass er Kraft zum Leben und zur Veränderung in sich hat, der spürt etwas von Gott. Diese Erfahrung gilt es zu hüten und auszubauen. Ich bin fast versucht zu sagen, dass wir durch diese Beziehung zu Gott als unserer Kraftquelle eine neue, ganz persönliche kritische Infrastruktur für unser Leben aufbauen können. Der Vergleich hinkt jedoch sehr, denn selbst wenn diese kritische Infrastruktur durch unser Verschulden oder Fremdeinfluss eigentlich zusammenbrechen müsste, bleibt sie doch bestehen, denn ohne die von Gott gegebene Lebenskraft könnte niemand leben. Wer dies erkennt, wird sich verändern.

31. Oktober 2022: Umstellungen

VON P. BRUNO ROBECK OCIST

Es ist leicht, die Uhr umzustellen. Der Uhrzeiger wird einfach eine Stunde zurückgedreht und schon haben wir die Sommerzeit beendet. Im Frühjahr ist es genau andersherum. Mit einer kleinen präzisen Zeigerumstellung nach vorne katapultieren wir uns in die Sommerzeit. Aber mit der Uhrumstellung ist der Mensch noch längst nicht auf eine neue Zeit eingestellt. Bei vielen Menschen gewöhnt sich der menschliche Organismus nur langsam an eine neue Zeit.

Umstellungen brauchen Zeit. Und es ist die Frage, ob Umstellungen immer notwendig und richtig sind. Was gewinnt man dadurch, wenn man die Zeit zurückdrehen versucht und sich der Gegenwart verweigert? Was verliert man, wenn man nicht in die Zukunft prescht, sondern in der Gegenwart innehält? Umstellungen ohne den Bezug auf den gegenwärtigen Augenblick laufen ins Leere. Sie gaukeln uns Zeiträume vor, die es nicht mehr oder noch nicht gibt.

Je länger, je mehr, frage ich mich, ob wir nicht zu oft von Umstellungen und Zeitenwenden sprechen. Gewiss, wir leben in einer Zeit mit großen Veränderungen und Umbrüchen. Und ich habe den Eindruck, dass wir manchmal wie das Kaninchen vor der Schlange sitzen, wenn wir all die ungelösten Probleme sehen. Solch ein konzentriertes Hinschauen kann eine negative Sogwirkung entwickeln. Es gibt dann keinen Ausweg mehr sondern nur die große, unverrückbar erscheinende Bedrohung. Gerade in so einer Situation ist es wichtig, den Blick nach innen zu richten: weg von dem gefährlichen Szenarium hin zu den Möglichkeiten, die im eigenen Inneren liegen. Es kommt also wesentlich auf die eigene innere Einstellung an. Dort liegt der Schlüssel zu meinem Verhalten. Dort werde ich auch verstehen lernen, warum wir in der heutigen Situation sind und was wir tun können, um herauszukommen.

Aufgrund der riesigen massiven Herausforderungen von Kriegen, Pandemie und Klima müssen wir unsere Einstellungen befragen: Kann Krieg nur mit Waffengewalt bekämpft werden? Welche Normalität hat mir die Pandemie geraubt und will ich wirklich dorthin zurück? Bin ich mir bewusst, dass ich einen ökologischen Fußabdruck hinterlasse?

In unserer Zeit sehen wir uns massiven Einschränkungen gegenüber. Mit welcher Einstellung reagiere ich darauf? Eine mögliche Antwort ist die Umstellung. Nicht auf dem Zifferblatt der Uhr sondern auf dem Parkett meiner Lebensgeschichte. Wenn ich mich den Herausforderungen der Zeit zuwende, wäre es wirklich eine Zeitenwende. Am vergangenen Sonntag haben wir uns selbst eine Stunde Zeit geschenkt, die wir für unser Leben nutzen können.

Die Coronalage ist für mich sehr unübersichtlich geworden. Oder wie der Rheinländer gerne sagt: „Man weiß et nich“. In diesem Sommer hatte ich die klassischen Coronavirussymptome. Ich war schon in größter Sorge, dass ich das Virus unwissentlich in meine Umgebung verteilt habe. Da sowohl Schnelltest als auch PCR-Test negativ waren, handelte es sich mit größter Wahrscheinlichkeit um eine sogenannte Sommergrippe. Diese ist zwar nicht so gefährlich für meine Mitmenschen. Mich selbst hat sie jedoch eine Woche aus dem Verkehr gezogen. Vor gut einem Monat hat mich dann das Coronavirus erwischt. Wo genau und wann weiß ich nicht. Zwei Tage musste ich im Bett bleiben, danach fühlte ich mich wieder gut. Aufgrund des anhaltenden positiven Coronatestergebnisses war eine Woche Quarantäne angesagt. Ich war krank – ja, aber es war nicht so schlimm. Ich denke, dass auch mein guter Impfschutz zu dieser schnellen und vollständigen Genesung geführt hat. Es gibt jedoch auch andere Berichte. Manche Verläufe sind sehr hart trotz dreimaliger Impfung, manche Ungeimpfte spüren nach einer Ansteckung kaum Symptome. Und dann gibt es noch die Longcovid-Erkrankung, die sogar nach milden Verläufen auftreten kann. Und immer noch sterben Menschen an oder mit dem Coronavirus.

Die Aussagen von höchsten Stellen, dass die Coronapandemie jetzt beendet sei, macht die Situation nicht übersichtlicher. Auch die Feststellung des Stiko-Chefs Thomas Mertens, dass wir von der pandemischen in die endemische Phase eingetreten sind, ändert nichts am konkreten Erleben vor Ort. Er selbst empfiehlt dringend, auch weiterhin Maske zu tragen, wenn man sich mit vielen Menschen in geschlossenen Räumen aufhält.

Man könnte jetzt einfach resignieren und alles laufen lassen. Man könnte jetzt auch leicht in eine Extremhaltung fallen, indem man entweder die Gefährlichkeit des Coronavirus leugnet und alle Schutzmaßnahmen ablehnt oder indem man es für so gefährlich hält, dass man wieder massive Einschränkungen fordert. Hier hilft nur ein wacher Geist, der sich nicht mürbe machen lässt. Der wache Geist weiß, dass es noch nie eine Garantie für die Gesundheit gab. Er hält die Unübersichtlichkeit aus, die das Coronavirus verursacht. Wir können zur Zeit nur geduldig abwarten und hoffen, dass die medizinische Forschung Licht in dieses Wirrwarr bringt. Wie mir scheint, unterscheidet sich Covid-19 von den bisherigen Virenerkrankungen. Bis wir genaueres über Covid-19 und seine Langzeitfolgen wissen, sollten wir vorsichtig sein und eine Ansteckung nicht als Bagatelle abtun. Selbst wenn die erste Infektion gut überstanden ist, kann der Verlauf einer zweiten Ansteckung ganz anders sein. Daher sollten wir weiter vorsichtig sein. Aus Verantwortung der eigenen Gesundheit und der Gesundheit unserer Mitmenschen gegenüber sollten wir die Risiken der Ansteckung minimieren und uns schützen. Die Impfung und das Masketragen sind für mich deshalb weiterhin wichtig.

Corona lehrt mich, die Unübersichtlichkeit und Unberechenbarkeit des Lebens anzunehmen. Es lehrt mich, auf die Schwachen und Kranken zu schauen, die sich selbst kaum schützen können. Das ist gelebte Spiritualität in Coronazeiten, das ist die neue Normalität, aus der wir nicht herauskommen.